Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 4 (1926-1927)

Heft: 10

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER
STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

IV. JAHRGANG, Heft 10 Februar 1927
Preis der Einzelnummer Fr. —.80. Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans Barth, iur., Riedtlistraße 85, Zürich.
Walter Scholl, iur., Kilchberg.
VERLAG: Dr. H. Girsberger & Cie., Kirchgasse 17, Zürich.

MITARBEIT.

Man hat dem „Zürcher Student" vorgeworfen, er sei einseitig. Der Grund liegt in zwei „philosophischen" Artikeln, die in Nr. 8 aufgenommen wurden. Und an den Schwarzen Brettern der Universität prangen jetzt Zettel mit dem aufmunternden Titel: „Reklamationen gegen den „Zürcher Student" sind zu richten . . . ." u. s. w.

Wir leben in einer Demokratie, und wenn das Volk spricht, muß man gehorchen. *Vox populi, Vox dei!*

Ich möchte einen Brief, den ich am 16. Oktober 1926 allen Fakultätspräsidenten zugehen ließ, hier abdrucken, damit an jeden einzelnen Studenten die Aufforderung zu positiver Mitarbeit einmal ergangen ist.

> „. . . . Es ist Aufgabe jedes Studenten, sich während einer bestimmten Anzahl von Semestern auf einen Lebensberuf vorzubereiten. Die heutigen finanziellen Verhältnisse bedingen sehr oft ein rasches Zuendeführen der Studien. Diese Tatsache und die naturgemäß auseinandergehenden Interessen führen zu einer steten Konzentration auf das Fach und sind geeignet, die Zusammengehörigkeit der Studenten zu gefährden.
>
> Ich glaube nun, daß unser gemeinsames Organ, der „Zürcher Student", diesen Mangel bis zu einem gewissen Grade zu heben vermag, wenn dort der Versuch gemacht würde, sich auf gemeinsame, d. h. alle berührende Fra-

gen der Gegenwart zu besinnen. Wir werden uns nicht anmaßen, Lösungen zu bieten; aber wir werden versuchen, zu klaren Erkenntnissen zu gelangen, und uns nicht scheuen, den Weg, der uns als der richtige erscheint, aufzuweisen. Wir mögen studieren, was wir wollen, das Leben bietet uns Fragen und Schwierigkeiten, die jeden angehen; wir stehen letzten Endes auf einem gemeinsamen Grunde, weil wir Kinder einer Zeit sind, die selbst ein gewisses einheitliches Gepräge aufweist — möchte dieses auch nur in seiner Vielspältigkeit zu finden sein. Und wenn wir nun eben jenes Gemeinsame aufsuchen, so werden wir im „Zürcher Student" Arbeiten veröffentlichen können, die ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen und darum die Gegensätze etwas mildern können. Wir vernehmen über ein Problem verschiedene Äußerungen, die unsern Gesichtskreis erweitern werden.

Meine Bitte geht nun dahin, Mitarbeit zu leisten; denn allein das Zusammen- und Mitarbeiten aller Fakultäten sichert unser angestrebtes Ziel. Wenn unser Organ dem Geistesleben der Studentenschaft Ausdruck geben soll, so müssen alle das ihre dazu beitragen. Ich nehme gerne Anregungen entgegen, möchte aber zu bedenken geben, daß mit Anregungen allein noch nicht alles erreicht ist. Was nötig ist, besteht darin, daß die Studenten schreiben, möglichst gute Artikel. Wir können uns nicht ewig von früheren Generationen sagen lassen, was zu tun sei; wir haben selbst zu suchen.

Darf ich der Hoffnung Ausdruck geben, daß . . . ."

Diese Hoffnung ist etwas enttäuscht worden. Aber wir möchten sie doch nicht endgültig begraben und diese Nr. 10 des IV. Jahrganges mit dem Wunsche schließen, daß im kommenden Sommersemester auf eine vielseitige Mitarbeit gezählt werden könne. **B.**

ZUR ETHISCHEN FRAGE.

Wir leben in einer großen Zeit. Die Welle politischen Umsturzes, die dem Kriege folgend, über Ost- und Mitteleuropa dahinrauschte und ihre Kreise noch immer zu erweitern scheint, ist nur das am meisten in die Augen fallende Zeichen gewaltiger unterirdischer Erschütterung. Völker und Menschen stehen in Empörung auf; zerbrechen die Fesseln, mit denen man sie gebunden, und werfen sie den einstigen Herrschern vor die Füße. Blitzen gleich fahren neue Gedanken durch den vom modernen Verkehr überwundenen Raum von einem Ende der Erde zum andern, und allenthalben schlägt die Lohe auf. Wir haben europäische Kultur und Zivilisation nach Süden und Osten getragen; unseren Spuren folgte viel Segen und sehr viel Fluch. Nun fühlen sich die Schüler mündig und schütteln ihre Lehrer ab. Sie treiben uns zurück mit militärischen und wirtschaftlichen Waffen nicht nur, sondern auch mit geistigen — und vielfach sind wir bereit, von ihnen zu lernen.

Denn uns selbst ist alles unsicher geworden. Die Götter, denen wir gestern noch opferten, sind, begleitet vom Jubelgeheul der einen, vom Bedauern der andern, in den Staub gesunken. Wir kennen keine absoluten Werte mehr. Heute entscheiden wir uns für dies, morgen für jenes — und finden uns damit ab, daß übermorgen ein Drittes kommen wird. Alle Bande lockern sich, alle Hemmungen fallen. Wohl schaudern wir vielleicht vor einem Beispiel vollkommener Zügellosigkeit — aber wir haben keine Kraft, dagegen aufzukommen. Denn, wir fühlen es deutlich, auf dem Wege, der zu diesem Ende führte, stehen auch wir; bloß weiter hinten, der Überlieferung näher. Doch immer mehr entschwindet sie uns; immer richtungsloser wird der Gang: Wohin sollen wir uns wenden? Was sollen wir tun?

Eines scheint klar: Zurück können wir nicht. Das Alte — als Altes — hat kein Recht auf uns. Und weiter: Wir warten auf ein Ziel, das aufleuchten sollte über der weiten Ebene des unser harrenden Lebens, auf ein Ziel, das uns in seinen Bann zöge, das unserem Wege Richtung, unserem Wandern Kraft, Freude und Sicherheit gäbe. Ja, sollte sinnvoll

von sittlicher Haltung gesprochen werden können, so wäre es die Haltung dessen, der einen ihn als Bestimmung ergreifenden Ruf vernommen hätte und diesem Rufe folgte. Es wäre die Haltung dessen, der nicht einen ihm fremden Zweck, sondern das ihm unmittelbar deutliche Gesetz seines Seins in Hingabe erfüllte. Sittlich handelte, wer unter allen Stimmen des Tages und des eigenen Herzens die unbedingte Forderung heraushörte und sich ihr beugte.

Soviel glauben wir zu erkennen — aber was hilft uns das? Was nützt es, vom Ruf zu wissen, wenn er nicht an uns ergeht? Wie sollten wir einem Befehl folgen, den wir nicht vernehmen? Unsere sittliche Einsicht bleibt leere Form. Das Strombett ist da; das Wasser fehlt.

Dies ist unsere Lage. Wir wollen nicht versuchen, uns über sie zu täuschen; nicht meinen, allzu schnell sie zu meistern. Leicht ist es, neue oder als neu erscheinende Formeln zu schmieden, und leicht finden sie Anklang. Wer sich dabei beruhigen kann, weiß nicht, was fragen heißt. Fragen müssen wir in jedem Augenblick, denn jeder bedeutet Entscheidung. Ja mehr noch: Die Entscheidung selbst richtet sich als Frage an uns; wir sind „in Frage gestellt" — und wissen keine Antwort.

Ist nicht eben diese Stellung, als die „frag-würdige", die wirklich menschliche? In ihr, in keinem Schlagwort oder Grundsatz, liegt unser Wesen.

Und doch kann sie in sich selbst nicht bestehen. Eine Antwort muß erfolgen. Da wir sie nicht geben können, richtet sich unser Blick auf den, der uns in die Entscheidung stellt.

„Gott ist tot." Welcher Gott? Der Gott unserer Vorstellungen? Der Gott unserer Gefühle? Der Gott unserer Grundsätze? Lebte er einmal, so begrüßen wir seinen Tod; denn er war ein Götze. Daß er, und mit ihm eine Welt falscher Heiligkeit stürzt, darin gerade beweist sich der lebendige Gott — der Gott jenseits unserer Vorstellungen, Gefühle und Grundsätze, der Gott, ohne den wir weder vorstellen, noch fühlen, noch uns entschließen könnten, der Gott, dessen Wort die Welt ins Dasein rief, und den wir nicht zu leugnen vermöchten, wenn nicht — er uns dazu die Möglichkeit gäbe!

Gott ist es, der die Erde erzittern läßt, daß die Götzen stürzen; er weckt die Empörung, die stürmische Erwartung in aller Welt; er ruft dem ungeduldigen Fragen in unseren Herzen — denn er will reden. Freuen, ja freuen sollen wir uns dieser Zeit; ihr ist, als suchender, Großes verheißen.

Möchte auch an der kommenden Aarauer Studentenkonferenz, die der ethischen Frage gewidmet ist, etwas von dieser Bewegung der Geister spürbar werden! In der Tat, kein schärferes Urteil könnte sie treffen, als dieses: ängstlich Überkommenes zu hüten; nichts zu wissen von heilsamer Unruhe; nicht berührt zu sein von der großen Erschütterung; nicht bereit zu sein zum Kampf. Merkwürdig allerdings — diese Bemerkung ist vielleicht nicht überflüssig — merkwürdig würde sich solcher Vorwurf ausnehmen im Munde dessen, der auf ein Rededuell zurückschaut, in dem er unterlag; unmöglich, wenn ihn einer erhöbe, der an der Tagung nicht wirklich Teil nahm. Nicht darum handelt es sich ja, als fertiger Mensch fertige Menschen zu bekriegen; unser Kampf hat keinen letzten, keinen tödlichen Ernst; denn, was uns kämpfen läßt, ist die Freude über den heraufkommenden Tag.

Hans Eppler.

NICOLAI WASSILIEWITSCH GOGOL.

Am 21. Februar 1927 jährt sich der Todestag eines der größten russischen Schriftsteller, Nicolai Wassiliewitsch Gogols, zum 75. Mal. Daß man trotzdem erst vor kurzem in den Filmnotizen der „Neuen Zürcher Zeitung“ (Mittagblatt vom 26. November 1926) lesen konnte, der russische Schriftsteller Gogol habe der ukrainischen Filmgesellschaft Wufku die Verfilmung seiner Werke „gestattet“, ist darauf zurückzuführen, daß Gogol in Westeuropa leider sehr wenig bekannt ist. Dostojewski und Tolstoy verdrängten in Westeuropa alle ihre Vorgänger so gründlich, daß man dort vielfach der ganzen unberechtigten Identifizierung der russischen Literatur mit den Werken dieser beiden Schriftsteller begegnet. (Beispiel: das Pamphlet von Sir Galahad: „Der Idiotenführer durch die russische Literatur“ setzt sich beinahe ausschließlich mit Dostojewski und Tolstoy

auseinander; die meisten andern Schriftsteller werden kaum berührt.) Aber gerade einer dieser beiden Großen, Dostojewski, sagte einmal: „Wir alle sind unter Gogols Mantel („Der Mantel“, Novelle von Gogol) hervorgekrochen.“ Und in der Tat war Gogol der erste überragende russische Prosaiker.

Alle Meisterwerke Gogols durchzieht ein roter Faden: das Lachen. Allerdings ist dieses Lachen in den verschiedenen Werken ein ganz verschiedenes: Bald ist es ein fröhliches Lachen, bald ein beißendes, bald ein Lachen, in dem Tränen durchklingen.

Gogol glaubt von Jugend auf, daß er für eine wichtige Aufgabe bestimmt sei; allerdings denkt er anfänglich nicht daran, Schriftsteller zu werden. In einer Provinzstadt sein Leben zu fristen, erscheint ihm unmöglich. Er strebt nach Petersburg; denn hier glaubt er, wird er sich den Weg bahnen. Als er aber wirklich nach Petersburg kommt, empfängt ihn die Hauptstadt äußerst unfreundlich: alles ist teuer; Verdienst oder Beschäftigung hat er nicht; er kommt in finanzielle Not, wird unruhig, sucht hartnäckig einen Ausweg, und nach einer Reihe mißglückter Anstrengungen gelingt ihm der große Wurf. Er merkt das Interesse der Petersburger Gesellschaft für das ukrainische Wesen, das die nordische Hauptstadt beinahe exotisch anmutet; frischt in seinem Gedächtnis die Märchen, die er in der Heimat gehört hat, auf; läßt sich weitere von seiner Mutter und andern Verwandten sammeln, bearbeitet sie und gibt sie heraus. So entstanden die „Abende am Vorwerke bei Dikanjka“, eine Reihe kurzer, meisterhafter Erzählungen. In diesen Erzählungen sind die Gestalten einer ungemein reichen Phantasie in bildhafte, farbige Formen gegossen. Behäbig ziehen an uns die Typen der alten faulen Kosaken vorbei, ins gutmütig Lächerliche gezogen. Ihnen sind Jüngere gegenübergestellt; stets zu jedem tollen, lustigen Streich bereit; voll Lachen werben sie um stolze, neckische, glühend heiße Mädchen und vollbringen, um ihre Gunst zu gewinnen, Dinge, die ihnen natürlich nur mit Hilfe der sehr zahlreich vertretenen Hexen und Teufel gelingen können. Diese sind ihrerseits mit allen menschlichen Schwächen ausgestattet und nehmen demzufolge nicht die trockene Stellung eines *Deus ex machina* ein,

sondern beteiligen sich rege an allen Liebes- und sonstigen Intrigen, wobei sie zuweilen auch den Kürzeren ziehen. Diese Bilder der fröhlichen Phantasie wechseln ab mit grauenerregenden, an E. T. A. Hoffmann erinnernden Begebenheiten, die nicht minder eindrucksvoll geschildert sind, und daher durch ihre unheilvolle Spannung, die nirgends nachläßt, fesseln. In diesen Erzählungen sind deutlich die Besonderheiten von Gogols Talent ausgeprägt: Humor und Träumerei. Sie sind voll des reinen Lachens ohne Galle, des unbesorgten, sonnigen Lachens eines Südländers, das unterbrochen wird durch stille, traumhafte Bilder mit weichen, etwas unscharfen Konturen.

Es ist begreiflich, daß die „Abende" in den literarischen Kreisen Petersburgs und Moskaus mit Begeisterung aufgenommen wurden; ihre unmittelbare Frische hatte durchschlagende Wirkung. Puschkin rief aus: „Da ist wirkliche, echte, ungezwungene Lustigkeit, ohne Ziererei, ohne Sprödigkeit. Und stellenweise was für eine Poesie und was für eine Feinfühligkeit! Das alles ist so ungewohnt in unserer Literatur, daß ich bis jetzt nicht zu Verstand kommen kann."

Aber Gogol entscheidet sich noch immer nicht für die literarische Laufbahn; den wirklichen, größten Nutzen will er den Menschen auf einem andern Gebiete erweisen. Begeistert von den Legenden Klein-Rußlands, glaubt er, er sei berufen, auf dem Gebiete der Geschichte, insbesondere der Geschichte seiner Heimat, zu arbeiten. Er reflektiert auf eine Professur in Kiew, muß sich aber vorerst mit einer Adjunktprofessur in Petersburg begnügen. Mit Enthusiasmus macht er sich an die Arbeit, und seine ersten Vorlesungen sollen sehr interessant gewesen sein. Aber der Mangel einer ernsten wissenschaftlichen Vorbildung einerseits und ihn gleichzeitig beschäftigende literarische Arbeiten anderseits bereiten seiner Gelehrtenlaufbahn ein rasches Ende; Gogol war ein großer Künstler, bot aber als Professor einen geradezu lächerlichen Anblick.

In dieser Zeit trägt sich Gogol mit dem Gedanken, eine Komödie zu schreiben. So lesen wir in einem seiner Briefe: „Ich habe mich in die Komödie vernarrt. — Schon begann

sich dieser Tage ein Thema zu bilden; schon hat sich der Titel hingeschrieben auf ein weißes, dickes Heft: „Wladimir-Orden dritter Klasse“, und wieviel Bosheit, Lachen und Salz! Aber plötzlich hielt ich an; denn ich sah, daß die Feder an Stellen stößt, die die Zensur in keinem Fall wird durchgehen lassen. — Es bleibt mir nichts anderes übrig, als den unschuldigsten Stoff zu ersinnen, der nicht einmal einen Bezirkspolizisten beleidigen kann. Aber was ist eine Komödie ohne Warheit und Bosheit! Ich kann mich also nicht an eine Komödie heranmachen.“ Aber die große Humorbegabung drängt Gogol so stark zur Komödie, daß er sich doch heranmacht, und nach einiger Zeit hat er seinen unsterblichen „Revisor“ bühnenbereit. Auch die nicht viel weniger berühmte „Heirat“ ist im Entstehen begriffen. Hier, in diesen seinen besten Lustspielen tönt Gogols Lachen schon nicht mehr ganz sorglos; es handelt sich nicht mehr um unschuldige Lustigkeit. Ironie, Bosheit, Sarkasmus kommen zu ihrem Recht. „Revisor“, für den Gogol mit großer Mühe die Aufführungserlaubnis der Zensur erwirkte, enthält eine Galerie ungemein komischer Karikaturen der korrumpierten, dummen, selbstherrlichen Obrigkeit einer Provinzstadt, unter der sich ein gewandter Hochstapler bewegt. Von hohem künstlerischem Geschmack spricht der Umstand, daß sich hier nicht ein einziger anständiger, nicht karikierter Mensch findet; es blickt keine Tendenz in diesem Werke durch; es tritt kein Ankläger auf in der verderbten, lächerlich gemachten Gesellschaft (im Gegensatz z. B. zu Gribojedows „Verstand schafft Leiden“) — alle sind Diebe, alle bekommen ab. — In der „Heirat“ handelt es sich um harmlosere Dinge: Heiratskandidaten marschieren auf unter der Führung einer Berufsheiratsvermittlerin einerseits und eines Gelegenheitsheiratsvermittlers anderseits. Wieder eine Karikatur an der andern, giftige Sticheleien, Spott, Lachen ohne Ende.

Die erste Aufführung des „Revisor“ hatte aber eine ganz unerwartete Wirkung: Man verstand ihn nicht; man faßte ihn als liberales Tendenzwerk auf. Die Schauspieler spielten schlecht; die meisten Rezensionen waren ablehnend; der Erfolg blieb aus.

Um seinen Unwillen zu zerstreuen, verreist Gogol ins Ausland, besucht Paris, die Schweiz, und lebt längere Zeit in

Rom. Die Schönheit Italiens gewinnt seine Zuneigung; hier fühlt er sich lebensfroh und stark; dagegen „Rußland, Petersburg, Schnee, Halunken, Departement, Katheder, Theater — — das alles habe ich im Traum gesehen. Ich bin wieder in der Heimat erwacht.“ Gogol arbeitet weiter an den früher begonnenen „Toten Seelen“, lernt Italienisch, liest viel, und die Erinnerungen an alle Unannehmlichkeiten, die ihm in Petersburg widerfuhren, werden allmählich ausgemerzt. Da trifft ihn aber ein harter Schlag: In Neapel erhält er die Nachricht vom Tode Puschkins. Nach Gogols ersten literarischen Versuchen in Petersburg sah Puschkin seine große künstlerische Kraft und nahm sich seiner an. Er war für Gogol ein Leiter und ein Freund. Daher die tiefe Verehrung, die Gogol Puschkin entgegenbrachte, und daher auch der große Schmerz, den er beim Tode Puschkins empfand. In einem Briefe schreibt Gogol: „Wenn ich arbeitete, sah ich vor mir nur Puschkin . . . . Alles Gute, was ich besitze, verdanke ich ihm. Auch meine jetzige Arbeit ist sein Werk.“

Puschkins Tod bekräftigt auch Gogols Glauben an seine Berufung zu etwas Großem. Ihm schwebt jetzt vor die Mission eines Dichterpropheten, die Puschkin nicht erfüllt hat. Es beginnt hier, für die Umwelt noch unsichtbar, der Prozeß der Umwandlung des Künstlers in den Propheten, der Prozeß, der später zu Gogols tragischem Ende führte. Vorderhand behält er zwar noch seinen angeborenen Humor und seine Beobachtungsgabe; er ist immer noch der große Künstler. Nach dem Zeugnis eines Freundes war von Bescheidenheit und christlicher Sichfügung in ihm noch keine Spur. Er arbeitet weiter an den „Toten Seelen“ und beendigt die Novelle „Der Mantel“. Gogol lacht auch noch in dieser Novelle, aber ein Lachen, das schlimmer ist als Tränen; ein Kritiker sagte über dieses Lachen: „Gogol sah das Leben an und lachte, und nicht alle hörten das Zittern in seinem Lachen.“ Der Novelle liegt eine Bagatelle zugrunde: Einem armen Beamten, der für seine gesamten kleinen Ersparnisse sich einen neuen Mantel machen läßt, wird dieser Mantel, sein einziger Wunschtraum seit langer Zeit, schon am ersten Abend geraubt. Die Entwendung des so heiß geliebten Gegenstandes wirkt sehr stark auf den armen

Beamten ein; er geht auf in der vagen Hoffnung, seinen Mantel mit Hilfe der Polizei zurückzubekommen, und als diese Hoffnung sich zerschlägt, ist seine Lebenskraft aufgebraucht; seine zerbrochene Existenz nimmt ein Ende. Allerdings geht damit die Liebe zum Mantel nicht unter; sie überdauert das diesseitige Dasein, und noch in Gespenstesform sucht der Verstorbene seinen Mantel wieder zu erlangen. Die tiefe subjektiv-psychische Wirkung des objektiv ziemlich geringfügigen Ereignisses macht diese Geschichte zu einer ergreifenden Tragödie. Die Diskrepanz zwischen der karikierenden Darstellungsweise und dem Inhalt schafft anziehende, unerwartete Reize. In jedem Striche sieht man die scharfe Beobachtung eines Karikaturmeisters; das eigenartige Talent Gogols offenbart sich in vollem Umfange.

Diesem Talent drohte aber die Unterdrückung von seiten eines idealisierenden Mystizismus. In Gogol, der dank der Frömmigkeit seiner Familie immer sehr religös war, kämpften von Kindheit auf die Gabe des Beobachters und Schilderers der menschlichen Gemeinheit und der Traum vom Erhabenen. Wie schon erwähnt, glaubte er immer an seine hohe Berufung, seit Puschkins Tod speziell an die Berufung zum Propheten. Unter diesem Gesichtspunkte muß man sein umfassendstes, sein Lebenswerk, „Die toten Seelen", betrachten. Ein grandioser Plan schwebt ihm vor. In Nachahmung der „Divina Comedia" sollte es in seinem Werke auch ein Inferno, ein Purgatorio und ein Paradiso geben. Im ersten Teil sollte jede auftretende Person aus einer Reihe von Fehlern und Schwächen, von Gemeinheiten und Niedrigkeiten, von schmutzigen Passiönchen und verdeckten Begierden bestehen. Eine Sammlung aller erdenkbaren Sünden sollte dargestellt werden. Diese Aufgabe entsprach vollständig dem Talente Gogols und wurde meisterhaft gelöst. Vollendete, unsterbliche Karikaturen sind entstanden, mit allen Mitteln einer sarkastischen Verstandesschärfe gegeißelt und mit Gift durchtränkt.

Aber dieser erste Teil sollte nur ein Auftakt sein; er sollte lediglich Ekel einflößen vor den Helden und ihrer Hohlheit. Im zweiten und dritten Teil sollten dann bessere und gute Menschen nachfolgen; da wollte Gogol predigen; da wollte er Ideale

erfüllen und darstellen. Das war ein Mordversuch an seinem Talent, ein Arbeiten mit weitgehender Ausschaltung der natürlichen künstlerischen Begabung — das mußte mit einer Katastrophe endigen. Es fehlte Gogol die zu diesem Werke erforderliche mittelalterlich-selbstverständliche, religiöse Kraft. Die Arbeit ging daher sehr mühsam vorwärts, brachte keine restlose Befriedigung und wurde mehrmals vernichtet. Gogol schrieb diese Schwierigkeiten seiner Sündhaftigkeit zu und versuchte ihr durch asketische Übungen zu begegnen, um so mehr, als Unpäßlichkeiten ihm die Furcht einflößten, er könnte sterben, ohne seine Mission erfüllt zu haben. Er bereitete sich auf die Arbeit durch Fasten und Gebete vor, verzichtete auf alles Weltliche und verschlimmerte dadurch die Situation nach zwei Richtungen: die physische Askese schadete seiner schwächlichen Konstitution, und die geistige untergrub seine künstlerische Kraft. Da das Ende der Arbeit in ungewisser Zukunft lag, er aber die von ihm erkannte Wahrheit aussprechen mußte, ließ er „ausgewählte Stellen aus den Briefen an die Freunde“ herausgeben. Er war der Meinung, das sei sein einziges gutes Buch; in Wirklichkeit aber handelt es sich um kaum genießbare, moralisierende Lebensregeln und Ratschläge. Das Buch stieß auf vollständige Ablehnung. Der große Kritiker Belinski schrieb ihm einen tadelnden Brief; aber das alles hatte nur zur Folge, daß Gogol sich vereinsamt fühlte und sehr darunter litt. Die warnenden Stimmen, an denen es auch früher nicht gefehlt hatte, konnten den Prozeß der Umwandlung des Künstlers in einen Propheten nicht verhindern. Gogol schrieb den Mißerfolg des Buches dessen unzeitigem Erscheinen und seiner Sündhaftigkeit zu. Er versuchte weiter sich durch immer neue asketische Übungen zu reinigen, dachte sogar ans Mönchtum und machte schließlich eine Pilgerreise nach Palästina.

Von dort kehrt er krank und düster zurück; auch die Pilgerfahrt hat nichts genützt. Die Entwicklung des Prozesses schreitet immer weiter und führt schließlich am 11. Februar 1852 zum größten Opfer, das ein Schriftsteller erbringen kann, zur völligen Brechung mit der eigenen künstlerischen Persönlichkeit, zur eigenhändigen Verbrennung sämtlicher unver-

öffentlichter Manuskripte, darunter auch des zweiten Teils der „Toten Seelen". Dieses größte Opfer bedeutete aber zugleich auch den Todesstoß. Den endgültigen Bruch mit seiner künstlerischen Wesenheit vermochte Gogol nicht auszuhalten, und nach wenigen qualvollen Tagen nahm sein Leben am 21. Februar 1852 ein tragisches Ende. **Max Meyer.**

LA FEDERAZIONE GOLIARDICA TICINESE.

Università Svizzera Italiana. — Pareggio delle Lauree.

Die unter dieser Benennung geschaffene Vereinigung tessinischer Hochschulstudenten wurde im Jahre 1918 auf der Grundlage der von cand. iur. Plinio Bolla, dem jetzigen Bundesrichter, zusammengefaßten Statuten definitiv gegründet. Ihre hauptsächlichsten Bestrebungen und Ziele lassen sich in folgenden Aufgaben definieren:

Freundschaftlicher Zusammenschluß zur Pflege der Geselligkeit und geistigen Kameradschaft, zur Wahrung und Hochhaltung der italienischen Eigenart der Tessiner, zu gemeinschaftlicher Stellungnahme und Einsatz der Kräfte im Kampf um hohe kulturelle Werte.

Die Federazione Goliardica umfaßt vier schweizerische Sektionen: Bern, Zürich, Lausanne, St. Gallen, sowie die Sektion der in Italien studierenden Tessiner, insgesamt 130 Mitglieder. Vollständig unabhängig und frei von allen politischen und religiösen Tendenzen ist sie jedem Tessiner Hochschulstudenten mit gutem Leumund offen. Auch Deutsch- und Französischschweizer, die die kantonalen Schulen des Tessins durchlaufen haben und deren Angehörige dort ansässig sind, finden bei ihr willkommene Aufnahme.

Eines der vornehmsten Postulate der studierenden Jugend, sowie der intellektuellen Kreise des Tessins überhaupt war seit langem die Schaffung einer italienischsprachigen Universität. Dieser sowohl aus heimatlichem Ehrgeiz als dem Prinzip der Nützlichkeit geborene Wunsch ist ein Beweis mehr, mit welch unermüdlicher Wachsamkeit der Tessin darauf bedacht ist, in Rechten und Pflichten als ebenbürtiges Mitglied der

schweizerischen Völkerfamilie dazustehen und an der geistigen Entwicklung des Vaterlandes den gebührenden Anteil zu nehmen. Aus dieser Mentalität heraus ist das Verlangen nach einer Universität im Tessin zu verstehen. Heute ist der einst so lebhafte Wunsch durch die Überlegung gesänftigt, daß derselbe infolge der Kleinheit des italienischschweizerischen Territoriums und der Schwierigkeit, erste Lehrkräfte gewinnen zu können, schwerlich in einer die tessinischen Aspirationen befriedigenden Weise an Ausmaß und Bedeutung, wie sie z. B. die Universität in Genf darstellt, geschaffen und entwickelt werden könnte. Von dieser Erwägung ausgehend, hat die Federazione Goliardica am letzten Jahreskongreß in Lugano, 28. Dezember 1926, beinahe einstimmig beschlossen, ihr Postulat „Errichtung einer italienischsprachigen Hochschule" fallen zu lassen.

Ein anderes, den Tessiner Studenten sehr wichtiges Anliegen, „il pareggio delle lauree", bleibt durch Entscheid des hohen Bundesrates vorläufig sterilisiert. Somit dürfen die Tessiner, die an den Hochschulen Italiens als Mediziner, Veterinäre oder Pharmazisten diplomiert haben und nicht im Besitze des eidgenössischen Diploms sind, ihre Profession gemäß Bundesgesetz vom 19. Dezember 1887 nur im eigenen Kanton auf Grund kantonalen Rechtes ausüben. Wohl in Einschätzung der besonderen Lage, in der sich die Tessiner Studenten im Gegensatz zu denjenigen der deutschen und französischen Schweiz befinden, haben die obersten Behörden in den ersten drei Fassungen des eidgenössischen Reglementes über die medizinischen Prüfungen eine spezielle Verfügung, den sogenannten Tessiner Artikel, aufgenommen, der am klarsten im Reglement von 1899, Art. 88, redigiert ist, und folgenden Inhalt hat:

> „Ausnahmsweise und bis die Bedingungen anders geregelt sind, kann das eidgenössische Diplom an schweizerische Mediziner, Zahnärzte, Veterinäre und Pharmazisten italienischer Sprache verabfolgt werden, welche an einer der Hochschulen oder Universitäten Italiens, die auf vorgänglichen Rat des direktiven Ausschusses vom Bundesrate bezeichnet werden, ein Diplom erworben haben, das sie ermächtigt, ihren Beruf ohne jede Einschränkung auf dem ganzen Gebiete des italienischen Reiches auszuüben."

Damit war für die Tessiner ein praktischer, wenn auch kein positiver Ausgleich geschaffen. Im neuen Reglement vom Jahre 1912 wurde der Tessiner Artikel ausgemerzt und damit die Tessiner den allgemeinen Bestimmungen unterworfen oder an die Anrufung des Art. 104 des fraglichen Reglementes verwiesen, welcher verfügt, daß der direktive Ausschuß Schweizerbürger unter Anrechnung besonderer Umstände und des Wertes der im Auslande erworbenen Diplome ganz oder teilweise von der eidgenössischen Prüfung dispensieren kann.

So standen die Dinge, als die Federazione Goliardica in verschiedenen Tagesordnungen ihr Postulat „pareggio delle lauree" proklamierte, und am 9. Juni 1920 die Nationalräte Advokat Brenno Bertoni und Advokat Emilio Bossi folgende Motion im Nationalrate einreichten:

> Der Bundesrat wird eingeladen, die Initiative zugunsten einer Übereinkunft der Universitäten mit Italien zu ergreifen, zum Zwecke, den jungen Schweizern italienischer Sprache die Abhaltung und Beendigung ihrer Studien in ihrer Muttersprache ohne Benachteiligung ihrer professionellen Karriere in der Schweiz zu erlauben.

Die bezüglichen Verhandlungen zwischen Bern und Bellinzona wurden am 26. Januar 1921 mit einem umfassenden Bericht und Regelungsvorschlägen der Regierung des Kantons Tessin eingeleitet und zogen sich vier Jahre hin. Der Umstand, daß in Italien inzwischen das Staatsexamen eingeführt wurde, blieb ohne Einwirkung auf deren Verlauf. Von maßgebender Bedeutung für die Stellung des Bundesrates waren jedoch die von der eidgenössischen Kommission für medizinische Prüfungen und den Kantonsregierungen mit Universitätssitz eingeholten Gutachten. Auch der Verein schweizerischer Ärzte nahm eine abweisende Position ein. Am 29. Dezember 1924 erfolgte in Bellinzona die Bekanntgabe des definitiven Entscheides des Bundesrates vom 15. Dezember, der in prinzipieller Anlehnung an das eidgenössische Reglement für ärztliche Prüfungen verfügt:

> Die Mediziner, Veterinäre und Pharmazisten italienischer Sprache, welche ihre Studien in einer gemäß Vorschlag des direktiven Ausschusses vom Bundesrat bezeichneten

Universität Italiens mit dem Diplom abgeschlossen haben, das sie ermächtigt, ihre Profession ohne Einschränkung auf dem ganzen Gebiete des italienischen Reiches auszuüben, haben, um das eidgenössische Diplom zu erlangen, den Beweis zu erbringen, daß sie alle im bestehenden Reglement vorgesehenen Kurse und praktischen Übungen absolviert haben. . . .

Sie haben sich dem praktischen Teil der entsprechenden professionellen Prüfung ohne jede Einschränkung zu unterziehen, wie sie in Art. 59 und 68 für Mediziner, Art. 90 für Pharmazisten und Art. 101 für Veterinäre vorgesehen sind. Die Prüfungen können in italienischer Sprache vor einer Kommission ad hoc gemäß einem speziellen Reglement abgelegt werden.

Diesen Kreuzweg zum eidgenössischen Diplom hat bis heute noch kein Tessiner betreten. Sicherem Vernehmen nach steht jedoch die Angelegenheit im Schoße des hohen Bundesrates neuerdings zur Behandlung. Der Umschwung ist einem befürwortenden Antrag des Komitees des Vereins schweizerischer Ärzte zu verdanken, in dessen Reihen tessinische Mitglieder für eine gerechte und wohlwollende Stellungnahme gewirkt haben. Somit dürfte auch für die in Italien diplomierten Mediziner die Ungleichheit in der Bewerbung um die höheren sanitären Grade in der schweizerischen Armee, an welchem Umstand die Tessiner im Komplex der Angelegenheit hauptsächlichen Anstoß genommen haben, dahinfallen und als Erinnerungsblatt, mit sieben Siegeln versehen, zur Geschichte der Vergangenheit gelegt werden können.

Gegenwärtig liegen an den schweizerischen Hochschulen zirka 150, an denjenigen Italiens zirka 70 studenti ticinesi ihren Studien ob. Die Gleichbewertung der Diplome aber ist kein vereinzelter Gedanke mehr, der aus dem Gebot der Notwendigkeit und der Gerechtigkeit entfacht aufblitzt und bald schwächer, bald stärker weiterglimmt, sondern er ist ein allgemeines Problem geworden, das die Confédération Internationale des Etudiants in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen hat.

Wird sich das hohe Werk, nach dem die friedensdürstenden Völker Ausschau halten, zu größerer Wirklichkeit und geistiger Machtfülle kristallisieren, darf sich die Studentenschaft an erhabenem Vorbild in Mut und Ausdauer für die schwierigen

Aufgaben stählen, die ihr aus dem Gefühl gegenseitiger Solidarität und dem Willen zur Evolution der Weltbürgerschaft vorgezeichnet sind. **Orlando Celio.**

AUS DEM PROMETHEUSSPIELE DES AISCHYLOS.

. . . . . .

Prometheus: Heiliger Äther, eilige Winde quellen und riesige Ströme, du laufendes Klatschen der Wogen im Meere, schauet! Schaue, du mächtige Erde, Mutter und Schoß des Lebens, schaue du herrlich kreisende Sonne! Also strafen im Zorn die Götter: Leiden und Schmach, jahrtausende lang. Der neue gewaltige Herrscher droben im hohen Olympos, Zeus, ersann die entsetzliche Qual: auf Marter und Weh der weichenden Stunden folgen die Schmerzen des kommenden Tags, als wären es endlos brandende Wellen.

Still! Wozu noch heftige, bittere Klagen? Still! des ewigen Schicksals heilige Macht ist unerbittlich und hart.

Doch nein, ich kann nicht schweigen und kann nicht reden ob solcher Entehrung: grausam, grausam muß ich es hier an Riffen und Felsen entgelten, daß ich in markigen Rohren blitzende Funken entwandte, vom göttlichen Licht; und schändlich muß ich es büßen, daß ich in Liebe den Sterblichen half, und jene nun vieles erlernten.

Horch! . . . . ein Ton? . . . . und feiner blumiger Duft? . . . . Woher? . . . . Warum? . . . . Kommen die Götter, kommen die Menschen? Bringen Dämonen ein neues, herberes Weh? —

Seht, auch ich bin göttlichen Bluts, und dennoch hassen mich alle die Götter in lichten, fröhlichen Hallen als Feind des Zeus; und trauriges Elend, Hohn sind jetzt mein schmähliches Los.

Horch! . . . . Von sanften, leichten Klängen erbebte die Luft; was ist's? Ein Bangen umfängt mir leise den Sinn.

Chor der Menschen: Prometheus, fürchte dich nicht! Der lieblichen Menschen freundliche Schar betörte den Vater und eilte davon. Die brausenden Stürme trugen uns her, in sausendem Fluge. — Fürchte dich nicht! Erbarmen und Mitleid jagten uns auf, als drunten im Grunde des ewigen Meeres die Grotten in dumpfem Donner erdröhnten.

Prometheus: Wehe, weh! Schauet, seht, ihr fröhlichen Menschen, welche Tethys heiligem Schoß der hehre Okeanos zeugte, der göttliche Herr des düsteren dunkelfarbenen Meeres, dessen entfahrene Wogen in ewiger Brandung rings die gewaltige Erde bespülen. An wild zerrissene Riffe gebunden spähe ich weit ins Ferne hinaus, aufs endlos gischtige Wasser, und leide, dulde. . . .

Chor der Menschen: Grausam, schrecklich entsetzliche Qual! Wir sehn die Ketten aus Eisen und Stahl und bittere Tränen füllen uns heiß die Augen in herbem, herzlichen Leid. Des neuen Geschlechtes Götter und Herren verletzen das alte, heilige Recht, regieren und walten verwegen und frech, mit Ringen und Zwingen, erbarmungslos.

. . . . . .

Nachdichtungen
von Walther ab Hohlenstein.

GLÜCK.

Ich kannte einen alten Mann, der alles das in seinem Leben gehabt hatte, was die meisten Menschen nie erlangen. Er hatte Haus und Geld, hatte alles, was man irdische Güter nennt; sein Leben war ungemein reich gewesen; er wußte viel; er hatte die Welt gesehen; er hatte Leidenschaften durchlebt, und er war anerkannt, war berühmt geworden. Alles, was den jungen Menschen als „Glück“ vorschwebt, wenn sie das Leben beginnen, hatte er errungen und genossen.

Und dieser Mann, alt geworden, sagte mir in einer aufgeschlossenen Stunde das Folgende:

„Ja, ich habe viel Glück gehabt. Ich habe das auch immer gebührend dankbar anerkannt. Ich unterschätze dieses Glück nicht; aber ich will Ihnen etwas sagen: Ich bin jetzt alt, und

wenn ich zurückblicke und mich glücklicher Tage zu erinnern versuche: glauben Sie, mir fällt dann der Tag ein, an dem mein erstes Theaterstück aufgeführt wurde? Oder der Tag, an dem mich der Staat auszeichnete? Oder der Tag, an dem ich mir die ersten Zeichnungen zum Bau meines Hauses vorlegen ließ? Oder die großen Leidenschaften? die großen Erfolge? — Nein. Nichts dergleichen. Glücklich sein ist etwas anderes als das große Glück. Etwas ungleich Unauffälligeres.

Mir fallen bei „glücklich sein" z. B. kleine Ausflüge mit meiner Frau ein. Ich erinnere mich Zug um Zug eines Herbsttages. Wir waren einander gut. Ohne Spannungen, ohne Leidenschaft. Wir waren froh und heiter. So wie man heiter ist, wenn man lange Wochen in der Stadt lebte und nun die Häuser hinter sich zurückläßt. Wir fuhren die Elbe hinauf durch das flachgehügelte Land. An den Ufern standen wundervolle, gewölbte, farbige Bäume. Es war beglückend, wie ein tiefes Ausatmen, den hohen blauen Himmel mit den weißen Wolken wiederzusehen. Ein paar Hügelketten, ein Fluß und der Himmel. Das war alles. Es war keineswegs das, was man in seiner Jugend unter dem Naturerlebnis versteht, wo man sich nicht hergeben will, es sei denn an den Himalaya oder an den großen Ozean. Ich habe das alles auch gesehen. Ich war begeistert und benommen davon. Aber „glücklich" war ich da an der Elbe. Wir wärmten uns an der Schiffsesse und jagten uns auf dem Deck herum, auf dem außer uns niemand saß. Wir spielten ein Wörter-Rate-Spiel, an das wir uns aus unserer Kindheit erinnerten. Dann, irgendwo stiegen wir aus, weil eine gelbflammende Kastanienallee uns lockte. Die blanken, braungemaserten Kastanien, noch weißbepudert, wie sie aus der grünen Schale geplatzt waren, lagen zu tausenden am Wege. Wir wurden nicht müde, uns danach zu bücken. Es gibt wenig so Verlockendes, wie diese glänzenden Früchte. Die schönsten steckten wir ein, wie Kinder. Mit den anderen zielten wir nach Bäumen und in den Bach. Immer wie Kinder. Ich habe in meinem Leben manchmal im Schach gewonnen und in mancher Diskussion gesiegt. Das war zweifellos stets sehr befriedigend. Aber „glücklicher" war ich an diesem Herbstnachmittag, wenn ich den Baumstamm traf, nach dem ich gezielt hatte. Ich

weiß noch, wie ich damals, plötzlich überwältigt, stehen blieb und sagte: Ich glaube, man kann niemals ganz unglücklich werden, wenn man sich rechtzeitig daran erinnert, daß es das gibt: Kastanien. Herbst. Ich habe mich oft daran erinnert. Und Iphigenie, Mozarts Musik und Henry Rousseaus Bilder, sie haben mich nicht tiefer gerührt, als dieses einfache Dasein: Der flammend gelbe, starke Baum, der seine reifen, unzählbar vielen Früchte ausschüttet. — —

Und später, in einem schönen, alten Park — wehmütig süße, bunte Herbstfülle auch hier, verwitterte Sandsteinfiguren — — wir steckten einem steinernen Krokodil, dem Attribut der Statue Afrika, Kastanien in die Schnauze, wir liefen einen Rasenhügel hinunter, wir versuchten, über einen Zaun zu klettern — war es meine Frau, die stehen blieb und sagte: „Weißt du, daß wir jetzt „glücklich" sind? Glücklicher als wir jetzt sind, können Menschen nicht sein — —"

Wir gingen dann einem fernliegenden Berge entgegen, immer über die Höhen hin, selten hinabsteigend in eine kleine, abendliche Stadt, in ein Dorf, vor uns den rauchenden Westhimmel. Die Sonne ging unter, die Sterne glühten immer klarer, der Sichelmond stieg und schwand wieder. Und immer noch gingen wir leicht und gleichmäßig dem scharfen Winde entgegen. Wir sprachen damals von den Sternen. Von der fernen Möglichkeit der Menschheit, sich mit anderen Lebewesen im Raum zu verständigen, die Erde zu verlassen, auszuwandern auf andere Sterne. Wir träumten von einem Leben auf dem Saturn, der immer umkreist ist von seinen neun Monden und dem Ring aus Licht. Ähnlich den Kindern, die nach den Sternen greifen, vertiefter vielleicht und wissender. Und doch sind diese Kinderträume aus der uralten Sehnsucht der Menschenseele her wichtiger als mancher andere schwierige Gedankengang des „Erwachsenen", der mit Geld und Ruhm bezahlt wurde.

Hungrig wie Wölfe, durchsummt von Müdigkeit, kehrten wir schließlich in eine warme Gaststube ein. Noch das nackte Essen war Glück, und noch das Ausstrecken und Einschlafen. —

Ich weiß noch manche solche unscheinbare Glücktage, Augenblicke oder Stunden in meinem Leben.

Nun aber sage ich mir, und je älter ich werde, um so nachdrücklicher werde ich davon bewegt: Wenn ich, ein Mann, der viel Glück in seinem Leben gehabt hat, Erfolg, Geld, Liebe, wenn ich solch einen Herbsttag, einen Gang über die Felder als mein „Glück" bekenne, wenn „Glücklich-sein" etwas so Kindlich-einfaches ist: Wozu denn all die Gier, all die Raserei, all der Aufwand der Menschen?! Verfehlt! All das absonderliche Jonglieren auf Spitzengedanken, das wir „Geistigen" aufführen, all die nervösen Überspitztheiten, die als „Kunst" ausgegeben werden, all das Ringen um Geld, das das Tun der Menschen ankurbelt: Stürme im Wasserglase. Nichts. Sinnlos. Alle Kriege, alle Arbeiten, alle Erfindungen, alle, alle, alle Anstrengungen des Menschengeschechts: Irrtum und Abweg, sofern sie nicht dazu dienen, die Menschheit glücklich zu machen, zu rühren und zu erschüttern wie ein Kastanienbaum. Alles andere Wollen ist Plunder. Tand. Unsinn. Dies allein ist Wert und Sinn. Ich weiß wohl, daß viel Arbeit und viel Kraft gefordert wird, um solches „Glücklich-sein" für die Menschheit möglich und zugänglich zu machen. Tausend vorbereitende Dinge müssen in harter Arbeit erfüllt werden. Aber ich sehe nicht, daß damit irgendwo auch nur angefangen würde. Ich sehe Arbeit um der Arbeit willen, Kunst um der Kunst willen, Geld um des Geldes willen. Die Menschen scheinen vergessen zu haben, daß ihr Tun nur Sinn hat, wenn es zum Glücklich-sein führt. Wenn man sie darauf aufmerksam machte, würden sie sagen: Sie sind ein sentimentaler Troddel!

Nun, ich meinerseits, seit ich das begriffen habe — da ich einmal geboren scheine, um zu dichten, und auf den praktischen Gebieten, die ich erlernt habe, nicht nützen kann — dichte nicht mehr mysteriöse Visionen von Gott oder psychologische Studien von Verbrechern. Sondern wenn das, was in mir aufsteigt, nicht die Einfalt und Süßigkeit eines reifen Kastanienbaumes hat, wenn ich es nicht für fähig halte, lebendige, warme Menschenherzen zu berühren, dann lasse ich es ungeschrieben. Und sehe mir derweilen Charlie Chaplin an, der mir weitaus wichtiger scheint, als Thomas Mann.

Das ist die letzte Einsicht, zu der mein reiches und glückliches Leben mich geführt hat.

Übrigens ist diese Erkenntnis, fügte er noch hinzu, ein Vorrecht des Alters. Wenn Ihr Jungen gleich zu fühlen anfinget und sonst nichts mehr tätet, das wäre übel. Man muß erst l e b e n, um zu merken, daß der größere Teil unserer Taten Unfug ist. Wenn nur nicht die meisten Menschen sich blind und taub lebten und am Ende gar nichts mehr wahrnähmen — —"

Marianne Bruns.

STUDENTISCHE EHRE.

Manchem von uns werden die wunderbaren Aufführungen der „Heiligen Johanna" und die glanzvolle Wiedergabe des „Hamlet" durch das Ehepaar Pitoeff und seine Truppe in lebhafter Erinnerung stehen. Und das mit vollem Rechte.

Ein unangenehmes Nachspiel soll hier nicht verschwiegen werden. Man berichtet uns: Die Aufführungen erfordern eine größere Anzahl von Statisten. Es ist Sitte am Theater, daß die Tätigkeit des Statisten pro Abend mit einer Freikarte belohnt werde. Wenn bei diesen französischen Aufführungen eine Barzahlung von Fr. 2.50 gefordert wurde, so muß das mindestens als etwas außergewöhnliches betrachtet werden. Während der Vorstellung wurde an Herrn Pitoeff das Ansinnen gestellt, den festgesetzten Betrag auf Fr. 4.— zu erhöhen. Was anders wollte Pitoeff tun, als die Forderung erfüllen, war er doch auf die Mitwirkung der Statisten angewiesen. Ist das keine Erpressung? Uns aber gebührt die Ehre, zu sagen, daß Studenten unter den Statisten sich befanden!

Und wenn wir schon einmal am Aufzählen sind, so kann ruhig auf die Diebstähle im juristischen Seminar verwiesen werden. Gewiß sind auch da Irrtümer möglich, indem der eine oder der andere glaubten, Bücher berechtigterweise nach Hause nehmen zu dürfen. Mißverständnisse sind möglich, aber doch wohl kaum in dem Ausmaße, wie die fehlenden Bände es angeben. Die freiwillige Aufsicht von arbeitenden Studenten ist äußerst verdienstlich, die Mappenkontrolle ein notwendiges Übel, das einem immer peinlich berühren muß. Aber hoffen wir, daß durch diese Schritte die Ehrlichkeit zwangsläufig wieder hergestellt werde.

Daß auch unser Lesesaal von Diebereien nicht verschont blieb, ist längst rühmlich bekannt!

Der Stempel: Gestohlen aus dem Lesesaal.... ist eine verständliche Maßnahme, die sich besonders gut ausmacht über einem Artikel, der irgend ein Problem der Ethik oder Geistesgeschichte überhaupt berührt.

Ein Kommentar zu diesen Dingen dürfte sich erübrigen.

Hans Barth.
Alfred Höfliger.
Max Meyer.

KLEINE BEITRÄGE.

Anzeige.

Der deutsche Hochschulring, der 1920 in Göttingen gegründet wurde, sandte an die Redaktion das Januarheft der Süddeutschen Monatshefte, mit der Bitte um eine Anzeige. Die betreffende Nummer vereinigt eine Anzahl von Vorträgen deutscher Politiker und Gelehrter unter dem Titel: Katechismus deutscher Politik. Diese Referate wurden gehalten auf einer staatspolitischen Schulungswoche des Hochschulringes im Januar 1926.

Wir kommen dem Wunsche nach, nicht weil uns der Inhalt der Nummer durchwegs sympathisch wäre, sondern weil wir glauben, daß er Einblick gewährt in die Mentalität weiter studentischer Kreise Deutschlands. Denn es ist klar, daß die Referenten als deren Exponent gewertet werden dürfen.

Karl Haushofer (München) weist in seiner Arbeit: Geographische Grundzüge der auswärtigen Politik auf die starke Raumnot des deutschen Volkes hin und leitet daraus das bestimmte Recht auf eine der Volkszahl entsprechende Ausdehnung Deutschlands ab. Dieser Raummangel und das damit verbundene Expansionsbedürfnis bringen Deutschland in die Nähe Japans, das durchaus gleichliegende Probleme zu lösen habe. Ein Einiggehen mit der ostasiatischen Großmacht ist wünschenswert und notwendig. Die unglückliche Stellungnahme des deutschen Reiches gegen das aufstrebende japanische Reich im Frieden von Shimonoseki (1895) wird als bedeutsamer Fehler deutscher Ostpolitik verurteilt.

Georg Karo (Halle) nimmt Stellung gegen die Kriegsschuldlüge und brandmarkt — und meines Erachtens mit vollem Rechte — die ententistische Schulliteratur, die tatsächlich in entstellender Art gegen Deutschland und seine Kultur kämpfte. Daß durch solche konstante Verleumdung die heranwachsende Jugend in ihrem Denken irregeleitet wird, bedarf wohl keiner besondern Erwähnung. Immerhin muß der Gerechtigkeit halber gesagt werden, daß auch auf deutscher Seite in dieser Beziehung unendlich viel gesündigt worden ist.

Rudolf Laun (Hamburg) behandelt in seinem lesenswerten Aufsatz Großdeutschland in der auswärtigen Politik. Laun zeigt, wie die großdeutsche Idee, die durch das Nationalgefühl, das die deutschen Befreiungskriege auslösten, mächtig gefördert wurde, durch Bismarcks Ausschluß Oesterreichs aus dem deutschen Bunde im Jahre 1866 eine starke Beeinträchtigung erlitt. Sie wird auf Grund des heute anerkannten (?) Nationalitätenprinzips wieder aufleben müssen und der auswärtigen Politik ihr Gepräge geben. „Wenn es aber richtig ist, daß die modernen Tendenzen zur Bildung nationaleinheitlicher Staaten auf dem Nationalgefühl der Völker beruhen, so kann die großdeutsche Aufgabe nur darin bestehen, jene Teile des deutschen Volkes mit dem Mutterlande zu vereinigen, welche diese Vereinigung auf Grund ihres deutschen Volksbewußtseins wollen.“ Schweizer, Elsäßer und Luxemburger werden hier ausgeschlossen, weil ein selbständiges National, das mit der großdeutsche Ideen

nicht zusammenpaßt, ihre staatliche Grundlage bildet. Launs Ausführungen gipfeln in der Forderung: alle strittigen Grenzen durch freie Volksabstimmung nach einzelnen Gemeinden zu regeln, die übrigbleibenden nationalen Minderheiten im Sinne „kultureller Selbstverwaltung" zu schützen.

Paul Bang unterzieht den Dawesplan einer scharfen Kritik. Dieser ist für ihn „die Erledigung der wirtschaftlichen Selbständigkeit Deutschlands". Das heißt aber auch der politischen, denn eine selbständige Außenpolitik ist nicht wohl denkbar ohne die feste Grundlage einer völlig selbständigen Wirtschaft. Der Dawesplan ist ein politisches Machtinstrument, um Deutschland „geradezu zum Mittel fremder Außenpolitik zu machen, die deutsche Wirtschaft in den Dienst fremder Staatsrüstung zu stellen" usw.

Wir wenden uns dem letzten Artikel zu. Er stammt von Max Wundt (Jena) und handelt vom deutschen Staatsgedanken. Man treibt „Völkerpsychologie" wie einst Wilhelm Wundt! Man sucht nach dem Unterschied der Weltanschauungen, die dem deutschen und dem undeutschen Staatsgedanken zugrunde liegen. Man höre! Der deutsche Staatsgedanke erblickt das Wesen des Menschen in seinem Handeln, in dem seine sittliche Kraft zum Ausdruck kommen soll. „Nach dem undeutschen (lies ruhig: französischen) Denken besteht das Wesen des Menschen . . . in genießendem Aufnehmen." „Die Welt ist danach fertig, und es kann sich für den einzelnen nur darum handeln, möglichst viel von ihr zu seinem Genuß zu gewinnen." Für den deutschen Menschen aber ist die Welt unfertig, er wird sie zur Vollendung führen. Das alte Lied: Am deutschen Wesen soll die Welt genesen! Der undeutsche Gedanke ist der Verbraucherstandpunkt, der deutsche dagegen der Erzeugerstandpunkt. Der deutsche Staat soll „die sittlichen Kräfte des Volkes entfesseln," der undeutsche Staat (französische) ist erfüllt vom Kampf um die Macht; „das Volk zu solchem Kampf aufzuregen und die Glieder des Volkes dafür in wechselseitigen Haß und Neid hineinzutreiben, erscheint hier als Aufgabe der Politik". Der deutsche Staatsgedanke baut sich auf der Idee des Führertums auf! Heldenverehrung eines verkitschten Siegfrieds! „Der deutsche Staat ist also für die Menschen da, welche handeln, der undeutsche (französische) für die, welche reden." Deutsch: die bestimmende Macht des Staatsdenken ist die Arbeit, undeutsch dagegen der Genuß.

Diese „Arbeit" floß aus der Feder eines „Deutschen", der an der Universität Jena eine ordentliche Professur für Philosophie innehat. Wie übersetzt man doch: Philosophie? Ich denke mit: Liebe zur Weisheit!

Wenn aber ein solches Denken die Ansicht der Deutschen wäre, dann müßte man verzweifeln; aber es gab und gibt noch solche, die unsere Hoffnung aufrecht erhalten, und einer, nicht der geringste unter ihnen, hinterließ der Nachwelt das so tröstliche Wort: „Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens." **B.**

Studentenschaft.

Kartenverkauf zugunsten der Cité Universitaire.

Der mit 1. Dezember eröffnete Kartenverkauf zugunsten der Cité Universitaire wurde nunmehr abgeschlossen; er hatte Fr. 542.90 ergeben. Mit diesem Betrage wurden dem Verband der Schweizerischen Studentenschaften Fr. 400.—, die Ergebnis einer Sammlung der juristischen Fakultät sind, überwiesen.

Theaterverein.

Zu den vom Theaterverein im Stadttheater veranstalteten drei Matinées (Otto von Greyerz, Dr. Bie, Dr. Ernst Zahn) leistete die Studentenschaft der Universität einen Beitrag von Fr.100.— und erwirkte dadurch freien Eintritt für die Studierenden. Der Studentenbesuch war jeweilen sehr lebhaft und betrug im Durchschnitt schätzungsweise je dreihundert.

Theologische Fakultät.

Am 4. Februar fand die von 31 Studierenden besuchte Fakultätsversammlung statt mit einer Aussprache über die Veranstaltung der Morgenpredigten und den Wahlen. Geplant ist ein Se-

mesterschlußbummel, an dem der mit diesem Semester abtretende Prof. Dr. A. Rüegg gefeiert werden soll. Zum Präsidenten für das SS. 1927 wurde gewählt Richard Rahn.

Ein **musikalischer** Student,
der italienisch sprechen kann
und ein Instrument spielt,

wird vom Schweizer Verband Volksdienst gesucht. Er muß befähigt sein, der Arbeiterschaft an den Kraftwerken Oberhasli auf der **Grimsel** in der Freizeit für Betrieb zu sorgen. Eventuelle Ausfüllung der Zwischenzeit mit Buchhaltungsarbeiten. Dafür Kost und Logis frei und eventuell Gehalt. Zeit: **Sommer 1927.**

Anmeldungen: Direkt an den Verband der Schweizerischen Studentenschaften, Eidg. Techn. Hochschule, Zürich (oder an den Schweizer Verband Volksdienst, Goethestr. 10 [Haus „Neue Zürcher Zeitung"], nur Montag nachmittags).

Zentralstelle der Studentenschaft.

Oeffnungszeiten während den Frühjahrsferien:

Dienstag- und Donnerstag-Nachmittag von 14—17 Uhr und Samstag von 9—13 Uhr.

Während der Osterwoche (13. bis 18. April) wegen Reinigungsarbeiten geschlossen.

Fakultätsabend der juristischen Fakultät.

(Einges.) Der Fakultätsausschuß der juristischen Fakultät hat am 26. Januar im Waldhaus Dolder den traditionellen Fakultätsabend durchgeführt. Trotz allen Hindernissen und Schwarzschereien war der Veranstaltung ein voller Erfolg beschieden.

Ueber 300 Personen: Dozenten, Angehörige der Fakultät, zugewandte Orte anderer Fakultäten und aus der Stadt, bildeten bis in den Morgen hinein eine fröhliche Festgemeinde. Die Fakultätsrevue, der „Dozentenfilm", das Auftreten des Humoristen Sedlmeyer und nicht zuletzt die Darbietungen der Tänzerin Ursula Gentob, die sich in überaus freundlicher Weise zur Verfügung gestellt hatte, sorgten für die Unterhaltung der Gäste. Zwischen den einzelnen Darbietungen und namentlich nach deren Beendigung wurde auch tüchtig das Tanzbein geschwungen, so daß jedermann auf seine Rechnung kam. So ist es denn nicht zu verwundern, daß der Abend einen grundlegenden Erfolg davontrug. Der Reingewinn, der der Sammlung bei einigen Freunden der Fakultät entstammt, beläuft sich auf nahezu Fr. 1000.—. Davon fließt die eine Hälfte dem Fonds für die Errichtung eines Schweizerhauses in Paris zu; die andere Hälfte bildet das Gründungskapital und den eisernen Bestand der Fakultätskasse.

Der Fakultätsausschuß dankt allen denjenigen Studierenden, die ihn bei der Ausübung seiner Pflichten an diesem Abend unterstützt haben. Vor allem: den Herren Fritz Wyler und Eugen Pfister für die rassige Regie der Fakultätsrevue, Herrn J. Wagschal für die glänzende Propagandatätigkeit und Herrn O. Beer für die flotte Conférence.

Juristische Fakultät.

Der Fakultätsabend vom 26. Januar war sehr gut besucht, so daß Fr. 400.— dem VSS. für die Cité Universitaire überwiesen werden konnten (dazu noch Fr. 72.50 für den Kartenverkauf).

Vorträge.

Christliche Studentenkonferenz Aarau.

Vom 7. bis 9. März findet in Aarau die alljährliche christliche Studentenkonferenz statt, zu welcher jeder Studierende der Universitäten Basel, Bern, Zürich eingeladen ist. Die Konferenz will dem Studenten durch Vorträge und Aussprachen Gelegenheit bieten, in aktuellen Fragen Klarheit zu gewinnen. Prof. med. v. Gonzenbach (Zürich) spricht über Sexuelle Erziehung, Pfarrer Robert Lejeune (Zürich) über Das Problem der Gewalt, Prof. theol. Karl Barth (Münster in Westf.), einer der einflußreichsten Theologen im gegenwärtigen

Protestantismus, über Das ethische Problem. Die Konferenz tagt im Aarauer Großratssaale. Ausführliche Programme sind beim Abwart der Universität zu haben.

Eduard Meyer aus Berlin beendet die Veranstaltungen des Vortragsausschusses am 24. Februar 1927 durch eine Rede über Alexander den Großen.

Die internationale Studentenkarte kann leider erst im Sommer-Semester 1927 herausgegeben werden, da sie sämtlichen Rektoraten zur Genehmigung vorgelegt werden mußte und sich so eine Verzögerung ergab.

Druckfehlerberichtigung.

S. 287, 12. Zeile von oben: statt Verwaltungsrechtssprechung soll es heißen Verwaltungsrech t s prechung.

20. Zeile von oben: auch hier dieselbe Korrektur.

S. 288, 6. Zeile von oben: statt Expertenkommsision soll es heißen Expertenkomm i s s i on.

16. Zeile von oben: statt Kompetenz des eidgenössischen Verwaltungsrechtes soll es heißen: Kompetenz des eidgenössischen Verwaltungs g e r i c h t e s ...

Mitarbeiter dieser Nummer.

Hans Eppler, cand. iur.
Max Meyer, iur.
Orlando Celio.
Walther Hohlenstein, cand. phil.
Marianne Bruns.

Genfer

Lebensversicherungs-Gesellschaft in Genf

Gegründet 1872

Die absolute Sicherstellung

der Versicherten ist der oberste Grundsatz der Gesellschaft

Verlangen Sie Auskunft und Prospekte bei der Generalvertretung

H. J. WEGMANN-JEUCH

im Sitz der Gesellschaft Genfer Haus Bahnhofstraße 42, Zürich

GANZ & Co., ZÜRICH

ZEISS

Bahnhofstraße 40

Photo-, Kino- u. Projektions-Apparate

in großer Auswahl

Entwickeln u. Kopieren in 24 Stunden

ZEISS-MIKROSKOPE

DAS WERK

Schweizer Monatsschrift für Architektur, Kunstgewerbe, freie Kunst, kostet für die Studierenden der Hochschulen nur Fr. 18 (statt Fr. 24) jährlich.

●

Sie orientiert in Bild und Wort über die Bewegungen in der jungen Kunst der Schweiz und Europas.

●

Sie bringt monatliche Referate über die neuesten Kunstbücher.

●

REDAKTION: Dr. J. Gantner, Privatdozent an der Universität.

●

Probehefte und Prospekte versenden jederzeit der Verlag Gebr. FRETZ A.-G., ZÜRICH, Mühlebachstraße 54 und jede Buchhandlung.

Entwickeln, Kopieren
Vergrößern
aller Amateur-Aufnahmen

Photo- und Projektions-Apparate
erster Marken in gediegener Auswahl
Aufnahme- u. Heim-Kinos
für Amateure.

Zulauf
vorm. Kienast & Co.
Bahnhofstraße 61, Zürich

Reitanstalt Seefeld, Zürich 8

Zürichs größte Zivil-Reitbahn

Besitzer: Kav.-Oblt. ROBERT BIGLER

Hufgasse 12, beim Stadttheater

TELEPHON HOTTINGEN 0475 und HOTTINGEN 1047

Gründlicher Unterricht für Damen und Herren
Erstklassiges Pferdematerial - Fortwährend Bahn- u. Terrainreitkurse

Studierende 20 %

ELITE

HOTEL Alle Zimmer mit fließendem Wasser
RESTAURANT Hopfenperle,
Brauerei Feldschlößchen Rheinfelden, Pilsner Urquell

Orchester Carletti, Künstler-Kapelle

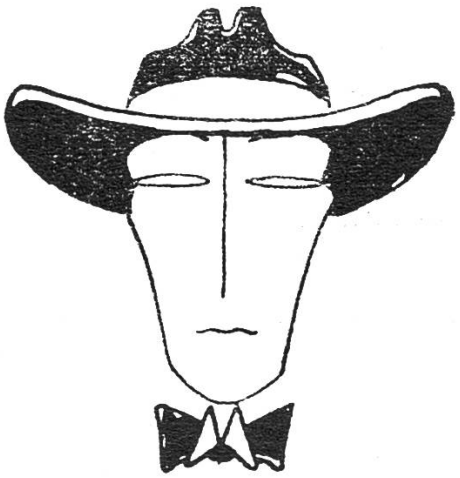
STUDENTEN treffen sich im

CAFÉ - KONDITOREI

F. Mühlemann z. Haldenbach

Universitätstraße 40

Feines Gebäck - Ausgezeichneter Kaffee und andere Getränke.



Stets Eingang von

Neuheiten

in sämtlichen

Herrenmode - Artikeln

FEIN-KALLER

84 Bahnhofstraße 84

5 % Rabatt

Metropol

Fraumünster-keller

Das

Lokal der Zürcher

Studenten

PIANOS

Verkauf — Miete

Streich- u. Blasinstrumente

Grammophone u. Zubehör

Reparatur-Werkstätten

HUG & Co

Vorzugspreise

für Studierende

Zahlungs-

erleichterung.

HARMONIUMS

Kunstspiel-Klaviere

Violinen — Saiten

Größtes Notenlager

Musik-Leihanstalt

ZÜRICH

Sonnenquai 26/28 und Helmhaus

CHEMISERIE WEGMANN

Strehlgasse 29 - Zürich

FEINE HERRENWÄSCHE

Herren-Mode-Artikel **Hemden nach Maß**

FILIALE: **CHEMISERIE MODERNE**

Rämistr. 7 (beim Bellevue), Zürich

Studierende 5 % Rabatt

GRAND CAFÉ ODÉON

Zürich 1, Bellevueplatz

Erstklassiges Familiencafé — Eigene Konditorei

Billardsaal

Künstler-Bar
Konzert 4-6, 8-11

KOMMILITONEN

deckt euren Bedarf nur
bei unsern Inserenten!

„LASST BLUMEN SPRECHEN"

Bleicherweg 10
Ecke Schanzengraben

FRAU E. RÜHL

Telephon: Selnau 5038
Privat S. 6383

empfiehlt sich mit
FEINEN BLUMEN
für Bälle, Verlobungen, Hochzeiten und andere festliche Anlässe, Schleifenkränze

---

HELVETIA
Schweiz. Unfall- und Haftpflicht-Versicherungsanstalt in Zürich

Einzel-, Reise-, Motorrad- u. Automobil-Haftpflicht-Versicherungen.
Zum Abschluß von Verträgen empfehlen sich
Die Direktion in Zürich,
Bleicherweg 19
und ihre Vertreter.

PHOTO-CENTRALE
Wilhelm Meyer
ZÜRICH, Bahnhofstraße 106

Entwickeln, Kopieren
Vergrößerungen
für anspruchsvolle Amateure
Schnellphotos für Pässe, Legitimationen etc. etc.
Spezialität:
Das Feinste in Photos auf Postkarten

Buchhandlung und Bücherstube
Dr H. GIRSBERGER u. Cie

Wissenschaftliche
Belletristische
BÜCHER

ZÜRICH **KIRCHGASSE 17**

ESPLANADE ZÜRICH

Grand Café - Restaurant - Tearoom - Bar

Werner P. May-Otto

Der ideale Erholungsort für alle Studenten!

Photo- und Projektions-Apparate

erster Marken in gediegener Auswahl

Aufnahme- u. Heim-Kinos

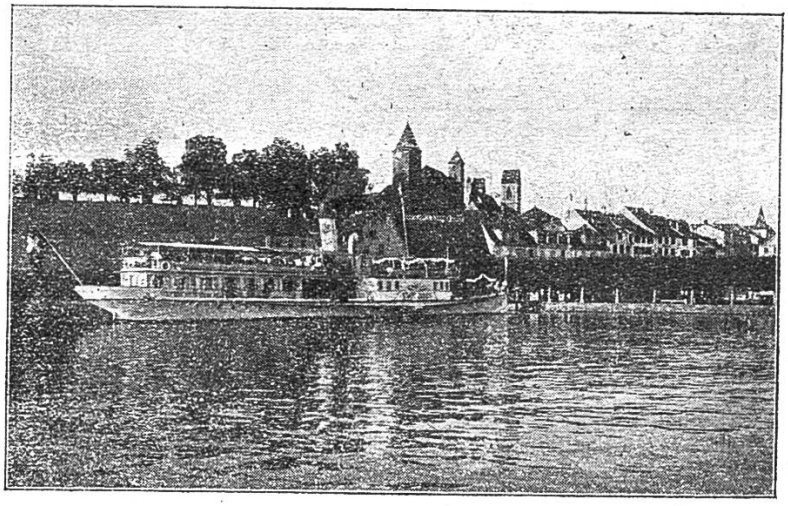
für Amateure.

Zulauf

vorm. Kienast & Co.

Bahnhofstraße 61, Zürich

Entwickeln, Kopieren
Vergrößern
aller Amateur-Aufnahmen



Dampfschiffahrt auf dem Zürichsee

Lebhafter Dampferverkehr. Stündlich Rundfahrten

Für Vereine, Gesellschaften und Schulen Extraschiffe nach besonderer Vereinbarung

Direktion der Zürcher-Dampfboot-Gesellschaft in Wollishofen

Telephon Uto 4033

Cigarettes
Waldorf
Immer gleichbleibend gut.
FABRIK IN ZÜRICH

Waterman
die zuverlässige Füllfeder
für den
Studenten

Sie folgt seinem Gedankengang willig und ohne Unterbrechung

Reguläres Modell
Fr. 25.—
Größere Sorten
32.50, 37.50, 44.—

Vorrätig als Sicherheitshalter oder Selbstfüller

GEBRÜDER
SCHOLL
POSTSTRASSE 3 ZÜRICH